

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das **Gemeinde-Blatt** erscheint monatlich
zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.
In Deutschland zu beziehen durch **Geinrich Naumann & Buchhandlung** in Dresden.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren:
Rev. R. Adelberg,
Milwaukee, Wis.

9. Jahrg. No. 3.

Milwaukee, Wis., den 1. Oktober 1873.

Paul. No. 183.

(Für das Gem. Bl. eingesandt vom Verf.)

Sorget nicht!

Zum Ev. am 15. Sonnt. nach Trinitatis.

Mt. 1.: Gott sei dank durch alle Welt.

Mitten in die Angst und Pein,
In die tiefste Noth hinein
Strahlt das ew'ge Himmelslicht
Und der Herr ruft: **Sorget nicht!**

Ist es nicht der große Gott,
Dessen heil'ges Nachtgebot
Alle Dinge trägt und lenkt
Und die ganze Welt einschrankt?

Ihm kann unser Herz vertraun,
Wenn auch alle Wetter graun;
Er soll allezeit alle in
Un're ganze Zuflucht sein.

Der das Erb'chte uns gewährt,
Und Sein Himmelsgut beschert,
Sollt Er wohl mit hartem Sinn
Leibesnahrung uns entziehn?!

Sollten wie die Heiden wir
Nengstlich sorgen für und für
Und nach Kleidung, Speis und Trant
Schreien unser Lebenlang?

O der Mund der Wahrheit ruft:
Seht die Vögel in der Luft:
Gott ernährt sie ohne Müh' —
Seid ihr nicht viel mehr denn sie?

Seht die Lilien auf dem Feld,
Wie so schön ihr Kleid bestell!
Ihre Herrlichkeit verläßt
Salomo in seiner Pracht.

Der die Blume so geschmückt,
Daß sie Aug und Herz entzückt:
Wäre Seine Freundlichkeit
Euch zu kleiden nicht bereit?

Glaubt an Ihn und zaget nicht!
Er weiß wohl, was euch gebricht.
Er, Er sorget wunderbar,
Reicht das Beste stets euch dar.

Sorget nicht! Laßt jedem Tag
Seine eigne Müh' und Plag,
Der euch heut geholfen hat,
Weiß auch morgen wieder Rath.

Sorget nicht! so schallt hinein
Mitten in die Noth und Pein.
Ja die ew'ge Liebe spricht:
Dienet mir und sorget nicht!

F Weyermüller.

Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und
mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollten.

Röm. 3, 23.

Die Sünde ist etwas Abscheuliches. Sie ist eine Frucht, die der Teufel ausgebrütet hat: Joh. 8, 44. Sie ist das Unrecht: 1. Joh. 3, 4, eine Abweichung vom Rechte, das uns von unserm Schöpfer zur Seligkeit vorgeschrieben war. Sie ist ein Aufruhr und eine Feindschaft gegen Gott: 2. Mose 20, 5. Röm. 8, 7. Ein Verbrechen wird dadurch vergrößert, je größer der Herr ist, wider den es begangen wird. Die Sünde ist von desto größerem Gewichte, weil sie wider die ewige Majestät Gottes begangen wird, wider den, der der Hohe und Erhabene heißt, der ewiglich wohnet, des Name heilig ist: Jes. 57, 15, dessen Stuhl der Himmel ist und die Erde seine Fußbank: Jes. 66, 1, wider den, um dessen Stuhl eitel Feuerflammen sind, und dem tausendmal Tausende mit bedecktem Antlitz dienen: Dan. 7, 9, 10. Ein solcher Herr ist es, wider den wir Menschen mit aufgehobener Hand sündigen, dessen Wort wir verachten und dessen Befehle mit Füßen treten. Die Sünde ist eine strafbare Verweigerung des Gehorsams, den wir Menschen Gott schuldig sind: Sie ist eine Uebertretung seines Befehles, des Befehles, das heilig, gerecht, gut und uns zum Leben gegeben ist. Und was ist denn der Sold der Sünde? Der Tod, der ewige Tod: Röm. 6, 23. Der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit: Offenb. 14, 11. Das ist die Frucht, die auf diesem verfluchten Baume wächst. Nun rechne deine Sünden nur zusammen, die du in der ganzen Zeit deines Lebens begangen hast, nicht gegen einen todten Göken, sondern gegen einen Gott, in dessen Hände zu fallen erschrecklich ist; welsch eine Summe wird herauskommen? Ist einer einzigen Sünde Tod, Untergang und Verdammniß gedroht, was werden nicht so unzählige Sünden für Strafen, für einen Tod verdienen?

Gott sei mir gnädig, nach Deiner Güte; und tilge meine Sünden nach Deiner großen Barmherzigkeit. Wasche mich wohl von meiner Missethat und reinige mich von meinen Sünden.
Ps. 51, 3, 4.

Kümmerliche Zeiten.

Mancher wird diese Ueberschrift lesen und bei sich denken und sagen: „Da giebt's einmal eine zeitgemäße Betrachtung. Ja! die Zeiten sind kümmerlich! Es geht schwach genug mit Verdienst und Erwerb. Es wird immer schwerer zum rechten Wohlstand zu kommen, wie man doch gern möchte. Drum ist's schön, daß über eine so zeitgemäße Sache auch einmal geredet wird. Das wird vielen aus der Seele geredet sein!“

Das glaube ich wohl. Bitte aber, es möchte der nicht aufhören zu lesen, der das nachfolgende bald als nicht gerade ihm aus der Seele geredet finden möchte.

Von kümmerlichen Zeiten will ich freilich etwas sagen, aber von den kümmerlichen Zeiten Jerusalems. Es ist davon in der Schrift gesagt beim Propheten Daniel im 9. Capitel. Es heißt da im 25. Verse, daß da „werden die Gassen und Mauern (nämlich von Jerusalem) wieder gebaut werden, wiewohl in kümmerlicher Zeit.“ — So die Weissagung. Wie hernach der Wiederaufbau der Gassen und Mauern Jerusalems in kümmerlicher Zeit geschah, wissen wir aus der Erfüllung. Das was da wieder erstand, Stadt und namentlich Tempel, war nichts im Vergleich zu der Pracht und dem Glanz, der vor der Zerstörung gewesen war. Das haben auch manche Alten damals mit herzlicher Betrübnis gesehen (Esra 3, 12). Ihnen kam's auch kümmerlich genug vor. —

Doch sehe ich die Zeit an damals und Sinn und Thun des Volkes, so kommt mir manches gar nicht so kümmerlich vor. Es geht so armselig nicht zu. Es war doch viel Eifer und eine Opferwilligkeit, die sich sehen läßt (Nehemia 7, 70—72.). Ja, eins freut mich. Man collectirte doch nicht herum bei Cananitern und Amoritern in der Meinung: Geld ist Geld. Ja, vielmehr, da sich eine reiche Collecte, ein guter Beitrag so von selbst in Aussicht stellte (Esra 4, 2) nahmen die Kinder des Gefängnisses, dies zurückgekehrte Volk Gottes die Offerte nicht an. Und doch waren die, welche sie machten, nicht völlig Ungläubige, sondern solche, die sagen konnten: Wir sind zwar mit euch nicht ganz einig im Glauben, doch, wir glauben ja all an einen Gott. — Das, sage ich, war wirklich nicht armselig und kümmerlich, daß die, welche den Tempel wieder bauten, daß

Geld nicht nehmen und keine gemeinschaftliche Kirche bauen wollten.

Nun, das war in der alten Zeit der Kirche Gottes, welche also von der Schrift doch eine kümmerliche Zeit genannt wird. Wenn man nun auf die Kirche in unserer Zeit sieht, ist da wohl auch zu sagen: „Die Zeiten sind kümmerlich?“

In einem Stück sind sie's freilich und das nach Gottes Rath und Willen. Sofern man nämlich dadurch sieht, daß die Kirche jetzt wie alle Zeit bis zum jüngsten Tage nicht herrscht und regiert in der Welt nach Weltweise, auch nicht der Welt Beifall und Lob hat, auch nicht Pracht und Glanz hat nach der Welt und des Fleisches Lieben und Meinung, sondern ist in Verachtung bei der Welt, gestoßen und armselig genug in ihren Augen. Die Kirche ist zur Zeit, was sie bleiben wird bis zum jüngsten Tage, ein Kreuzreich. Durch Trübsal gehts zur Herrlichkeit. Das ist Gottes Weg und Ordnung. Bloß von außen und mit unerleuchtetem Auge angesehen ist da nun rechte Armseligkeit und Kümmerlichkeit. Doch in Wahrheit sind darum die Zeiten nicht kümmerlich, weil die Kirche ein Kreuzreich ist. Nein, wer recht in der Kirche als eben einem Kreuzreich ist, lobt sicherlich die Zeiten als reich gesegnete. Er stellt eben seine Zeitbetrachtungen an nach Röm. 8, 18; 2. Corinth 4, 17; Hebräer 12, 6—8. und anderen ähnlichen Stellen.

Sieht man nun aber darauf, wie es doch mit eben der Kirche hier in dieser Trübsalszeit und wie wohl sie ein vor der Welt verachtetes Kreuzreich ist, bestellt sei, so möchte man ja wohl sagen: Nun, kümmerliche, armselige Zeiten haben wir nicht. — Man sehe doch auf unsere liebe lutherische Kirche. Geht nicht die rechte Lehre gut im Schwange? Man braucht nicht weit herum zu suchen und zu fragen: wo findet man reine Predigt? Sie erschallet schier aller Orten bei uns. Ja! Gott sei Dank. Der geistliche Brotkorb hängt weder hoch, noch werden gerade dem Volk verschimmelte Brocken vorgelegt. Wir haben, Dank der Gnade Gottes, das Wort reichlich. Es geht nicht kümmerlich zu.

Und, sieht man nun auf den äußerlich Stand und äußerlich Wesen der Kirche, ei, da möchte man schier Gott Psalmen singen über die glänzende Zeit. Wieviel geschieht doch in dieser unserer Zeit. Seminarien für Prediger, für Lehrer, höhere und niedere Schulanstalten, Waisenhäuser, Krankenhäuser werden errichtet, erweitert, vergrößert, — ja, wahrlich, es geschieht viel, erstaunliches. — Soll man da von kümmerlichen Zeiten reden?

Ich sehe das alles auch an und zuerst danke ich Gott, wenn ich's ansehe. Denn das ist ein recht Wunder vor gläubigen Augen, daß Gott so viel schafft und aufrichtet, auch erhält in diesen kümmerlichen Zeiten. Wenn ich aber doch von kümmerlicher, armseliger Zeit rede, da denke ich nicht an den freigiebigen, gutwilligen Gott und himmlischen Vater, sondern an seine ihm so unähnlichen Kinder.

Es geschieht viel und wird viel gethan — aber: was könnte geschehen, was könnte gethan werden. Sieh einmal auf das, was geschieht, sieh auf die Anstalten und Werke unserer Kirche, und dann siehe auf dies große, zahlreiche Volk lutherischer Christen. Wenn alle thäten, wozu Glaube und Liebe und Dankbarkeit treiben müßten, was könnte da geschehen und gethan werden? Sehe ich das an, dann muß ich sagen: Kümmerliche, armselige Zeiten sind's.

Es geschieht viel, wird viel gethan, von Synoden und Gemeinden. Aber wie kommts zu Stande und wie muß es erhalten werden? — Sieht man das an, wie wird einem so schwach zu Muthe. Wenig ist's was nöthig ist, wenn man die große Menge lutherischer Christen in Anschlag bringt, aber wie muß das wenige geschafft werden? Wie braucht's so vielen Anknöpfens, herzlichen Bittens, dringlichen Bettelns — für Gottes Werk, der da giebt noch ehe sie bitten. Will man sagen, das wäre nicht kümmerlich und armselig? Oder darf man sagen von den meisten: sie vermögens nicht? Nein, will man der Wahrheit die Ehre geben, muß man wohl sagen, daß im Großen und Ganzen unser lutherisches Volk mit Gütern dieses Lebens reichlich genug gesegnet ist. Ach, sie vermöchten wohl, reichlich zu helfen. Und das ist's was einem oft so wehe macht, daß die vielen vielen für sich und ihr Fortkommen, für gute und angenehme Einrichtung, für Vergrößerung und Verbesserung des eigenen Nichts sparen, aber Gott und seine Werke findet man schier mit Almosen ab und giebt selbst geringes noch mißmüthig und als gereuete sie selbst das geringe. Und darum, so viel Gott noch zu Stand und Bestehen bringt, soviel dafür Gott zu rühmen ist, sehe ich auf der Christen Sinn und Thun, so muß ich sagen: Es sind gar kümmerliche Zeiten.

Und gar noch wehe wird's einem, wenn man ansieht, wie viel und oft noch, namentlich in den Gemeinden, dem Werke Gottes in Kirche und Schule geholfen wird. Der Glaube fehlt und die Speculation muß helfen. Man lernt an den Kindern dieser Welt, die bekanntlich klug sind in ihrem Geschlecht und wissen ein Ding anzupreisen. Man braucht selbst nicht einmal von ihnen zu lernen, denn allenthalben ist in den Gemeinden deren Zahl groß genug, die von dem Geschlecht der Kinder dieser Welt sind. Ihre Meinung ist nicht die der Kinder des Gefängnisses, die zum Tempelbau das Geld derer nicht wollten, die mit ihnen nicht eines Glaubens waren. Man spricht nicht wie Jene (Esra 4, 3): Wir wollen alle in bauen dem Herrn! Man wartet auch nicht, bis Ungläubige und Andersgläubige ihr Geld bieten. Ach leider, es schämen sich lutherische Christen nicht, bei Juden und Judengenossen zum Aufbau christlicher Werke zu collectiren. Und wo der Jude klug ist und der Judengenosse, und giebt nach der Klugheit seines Geschlechts dem lutherischen Collectanten, so lernt flugs der von dieser Klugheit und erweckt wohl die Freigiebigkeit des lutherischen Mitbruders mit der Freigiebigkeit dessen, der von Christo nicht wissen will. Wie ist das betrübt! Ein wirkliches Neumaßregelwesen, verstehe zum Geld aufbringen, hat in der Kirche Platz genommen. Viele geben nicht gern so geradehin, das weiß man, aber viele amüsiren sich gern zum Besten der Kirche, das weiß man auch. Viele legen nicht gern ihr Geld aufs gewisse an; und das gewisse ist, geben im Glauben, da die Linke nicht weiß, was die rechte thut und giebt, denn solch geben hat Gottes gnädige Verheißung. Aber gern legten viele einen Dollar an auf's Ungewisse, — verstehe auf die Hoffnung, durchs Loos mit einem Dollar zehn zu gewinnen. Das weiß man auch. Man benutzt es auch. Man treibt's eifrig und ist ein ordentlicher Wettseifer in den Gemeinden, nämlich das meiste Geld herauszubringen. So sind eingerissen Fairs, Lotterien, allerlei Picticks, alles zum Besten des Reiches Gottes. Da heißt es auch: Vor-

ban! Gott freuet sich, daß so viel in seinem Reich kann geschafft werden.

Ach! ihr lieben Christen und Mitbrüder! Sind das nicht kümmerliche Zeiten, wo man also das Wort Gottes treibt? Und woher kommen sie? Antwort: Von der kümmerlichen geistlichen Nahrung. Nicht, daß der geistliche Brotkorb zu hoch gehängt wäre; denn reichlich ist vorhanden die heilsame Predigt zur Gottseligkeit. Aber man langt nicht hinein in den geistlichen Brotkorb und nährt sich nicht mit dem Brot des Wortes, daß die Seele recht geistlich gedeihe. Man hat mit dem leiblichen zu viel zu schaffen. Drum stehts jämmerlich mit der geistlichen Gesundheit und Kraft. Die Kur hat wohl bei vielen einen Anfang genommen, wofür Gott zu loben, aber sie sind noch schwache Reconvalescenten. Das Herz noch matt, die Hände noch lahm. Daher die kümmerlichen Zeiten.

Das will nun Gott gern ändern. Seht, er will. Denn da ist ja sein Wort, dadurch will er's thun; will dadurch willige Herzen, offene Hände, mit einem Worte fröhliche Geber machen ihm zu Ehren. Ach, erkennet das, lieben Brüder, damit gebessert werden diese bösen kümmerlichen Zeiten. e.

Klösterlein Grab.

Eine Erzählung von Wilhelm Redenbacher.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Abende pochte es an die Thüre. Katharine die sonst am ersten: herein! rief, bekam plötzlich einiges Herzpochen, und ließ ein Andres rufen. Matthes hatte wirklich keinen Spaß gemacht.

Der Pfarrer saß an der Tischdecke, wie er pflegte, weil er da seinen Arm bequem auflegen konnte. Und er sprach:

Matthes, der brave Knecht, hat mich gerufen, daß ich ihm helfe, die sieben Gründe überwinden, mit welchen Katharine, die wackere Jungfrau, das Tanzen vertheidigt.

Lieben Kinder! wenn ihr euren Pfarrer und geistlichen Berather auf sein Gewissen fragt, ob die Schrift das Tanzen überhaupt verwirft, so muß er sagen: nein! Aber eins muß ich schon gleich bemerken: es hat zur Zeit Salomo's, es hat zur Zeit des Herrn, und es hat noch zur Zeit Luthers feinere Tänze gegeben als die gewöhnlichen unserer Zeit sind. Jetzt pflegen sie schon nach ihrer Art wilder zu sein. Und wenn sich nun an alles, auch an das für sich selber ganz Unschuldige, gar leicht die Sünde hingängt in dieser argen Welt, also daß man immer und überall auf seiner Hut sein darf, so hängt sie sich, die böse Sünde, an diese wildern Tänze eben gar zu leicht und gar zu schwer hin.

Liebe Kinder! Das Tanzen an sich selber soll keine Sünde sein; aber doch nimmt man mit Betrübnis wahr, daß bei unsern heutigen Tänzen Sünden wider alle zehn Gebote Gottes mitunterlaufen.

Kath. (erschrickt). Wieder alle zehn Gebote? Das wird ja doch gar nicht sein können!

Pfarr. Du wirst Dich davon überzeugen, meine Tochter! (Er schickt sich zu einem längern Vortrag an.)

Matth. Jetzt mach Du deine Ohren auf, Katharine!

Pfarr. Nach dem ersten Gebot soll man Gott fürchten. Es geht aber Feiertage auf vielen Tanzplätzen so ausgelassen, so wild, so toll zu, daß man schon von ferne merkt, hier sei es mit der Gottesfurcht aus und werde ganz grün dem Ball gebient.

Nach dem zweiten Gebot soll man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, nicht fluchen, schwören &c. Beim Tanz wird aber in der Wuth des erhitzten Blutes auch geswört und gelästert und der allerheiligste Namen Gottes auf's Außerste verunehrt.

Nach dem dritten Gebot soll man den Feiertag heiligen. Es wird aber auch an Sonntagen getanzt, und durch das unförmliche Gelächre, Jauchzen und Schreien dabei der stille Tag des Herrn entheiligt, und die frommen Leute in der Nachbarschaft des Tanzplatzes können nicht beten.

Nach dem vierten Gebot soll man Vater und Mutter, und auch die Obrigkeit ehren. Aber der Obrigkeit Gebot wird verachtet, indem man über die Stunde tanzt, die sie zum Ziel gesetzt hat. Und die Eltern werden exzultirt und betrübt, wenn ihre Kinder bei den losgewordenen Banden der Gottseligkeit und Ehrbarkeit böse Sachen anfangen.

Nach dem fünften Gebot soll man nicht tödten, schlagen, schimpfen, zürnen. Aber wie oft geschieht's, daß durch das Tanzen ärgerlich Gezänk und blutige Schlägerei herbeigeführt wird. Sogar Mord und Todschlag ist schon herbeigeführt worden. Manchmal tanzt sich eins zu todt und wird ein Selbstmörder.

Matth. (fällt dazwischen). Das wird auch der Gesundheit zuträglich sein!

Katharine, fuhr der Pfarrer fort, ich hab auch ein Mädchen gekannt, und es war sonst eine stille sitzende Jungfrau, die kam bei einem Tanz in das wilde Toben hinein und erhitzte sich so sehr, daß sie bei der Rückkehr nach ihrem Wohnort in kalter Nacht erkrankte, bekam die Auszehrung, starb elendiglich dahin. Das war eine schöne Blume, die, vom Tanzwurm gestochen, früh verwelken mußte!

Nach dem sechsten Gebot soll man keusch und züchtig sein in Worten und Werken. Aber beim Tanze werden nicht selten flätzigte Lieder gesungen.

Auch ist der Tanz Schuld, daß schon so viele ohne Kranz zum Brautaltäre traten. O du heiliges sechstes Gebot, wie klagst du gegen die Tänze dieser Zeit!

Nach dem siebenten Gebot soll man nicht stehlen, aber wie mancher gottlose Bursche hat schon mit Hilfe des Tanzes einem Mädchen seine Tugend und seinen Herzensfrieden und den Eltern ihr frommes Kind gestohlen. Ist auch schon noch buchstäblich eingetroffen, daß sie es nämlich haben aus Noth einem Menschen zum Weibe geben müssen, dem sie es sonst nicht gegeben hätten.

Nach dem achten Gebot soll man Niemanden bösen Leumund machen, auch sich selber nicht. Aber wie manch ehrlich Mutterkind hat sich schon bei Gelegenheit des Tanzes um seinen guten Namen gebracht und der ganzen Familie einen Schandfleck angehängt.

Nach dem neunten und zehnten Gebot ist namentlich auch die böse Lust verboten. Aber wie leicht regt sich auf Tanzplätzen Hoffahrt und Neid, wenn ein Mädchen vorgezogen, ein andres zurückgesetzt wird. Wie oft ist da schon ein unschuldig Herz von unreiner Lust entzündet worden, ob auch das Feuer im Verborgenen brannte. Auch ist da schon dem Nächsten sein Weib abwendig gemacht und sein

Gestüde verführt worden, daß es nicht bleiben und thun konnte, was es schuldig war. —

So der Pfarrer. **Matth.** war immer vergnügter worden, je weiter derselbe fortgemacht. Er faßt bei jedem Gebot einen Finger mit dem Daumen und Zeigefinger der andern Hand, als wollt' er daran hindrücken, was der Pfarrer sagte; denn er gedachte sich gleich alles wieder in der Ordnung aufzuschreiben und fleißig vor die Augen zu stellen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Er sprach nach einer allgemeinen Pause:

Herr Pfarrer, ich dank' für die gute Belehrung, und ich hoffe, Sie werden nicht in den Wind gepredigt haben.

Kathr. saß in tiefe Gedanken versenkt. Sie war beim Vortrage des Pfarrers einigemal roth geworden; einigemal hatte sie geseufzt; ihre Stimmung wurde bei jedem Gebot ernster. Endlich sagte sie:

Ja, Herr Pfarrer, das hätt' ich mir aber nicht alles so vorgestellt!

Pfarr. Also ist wenigstens so viel gewiß, daß sich mit unsern Tänzen viele und grobe Sünden verbinden, und daß man sich ernstlich fragen darf, ob man mit gutem Gewissen theilnehmen könne.

Kathr. Das darf man doch sagen, daß es bei uns im Dorf viel ordentlicher zugeht, als wie man von andern Orten hört. Fluchen und Lästern hört man bei uns doch grade nicht, und keine schlechten Lieder. Aber freilich, daß nichts Unrechtes vorfiele, wer will das behaupten? Und daß die Burschen so schrecklich juchzen und den Boden zerstampfen, wie die wildesten Kasse nicht, darüber hab' ich mich selber schon geärgert. (Sie seufzt wieder.) Aber, lieber Herr Pfarrer, sagen S' nur um alles, was ist zu machen? Das Tanzen lassen sich die jungen Leute nicht nehmen.

Pfarr. Das glaub' ich selber nicht, daß es in der Welt ganz abzubringen wäre, und wenn man mit Johannis Liebestimme und mit Elia Feuerweiser dagegen predigte. Aber hüten sollen wir uns, daß wir an solchem wilden Wesen keinen Theil nehmen. Denn wenn unser Luther in das wüste Treiben auf so manchen Tanzplätzen unsrer Zeit hineinsähe, sei versichert, Katharine, er ginge weg und holte sich die derbsten Stricke, und drehte sich eine Geißel daraus; und käme und peitschte, nach Exempel seines Meisters im Tempel, seine schlechten Lutherquere hinaus.

Als der Pfarrer schwieg, nickte Matth. zustimmend mit seinem Kopfe, und als er hinaus kam war ihm draußen die Befriedigung beschieden, daß Konrad auf seine Frage, was er am Montage zu thun gedenke, mit einem gewissen Grauen erwiderte, er werde in seinem ganzen Leben keinen Tanzboden mehr betreten.

Wir geben noch ein Gespräch oder mehr einen Vortrag, bei welchem aber nur zwei Personen gegenwärtig waren, der Hahnebauer und Matth., der Knecht und Redner.

Der Bauer sitzt mit verbundenem Kopf in seinem Stuhl und Matth. lehnt gegen ihn gewendet am Ofen. Ersterer hatte bei Gelegenheit der Kirchweih nach seiner Gewohnheit des Guten oder vielmehr des Bösen zuviel gethan. Denn eine Maas bairisch Bier ist gut; das erste Glas dann aber, das in den Kopf steigt, ist schlimm und jedes folgende

Glas wird schlimmer. Nun hat der Bauer viele folgende Gläser getrunken und in seiner Trunkenheit Thorheiten begangen, von denen ich nicht weiter sagen mag. Zuletzt hatte er einen Bierkrug an seine Stirn bekommen. Denn wie wohl er auch in der Trunkenheit „die gute Stunde“ blieb, ja immer herzlicher und liebevoller — wenn man so sagen darf — wurde, je mehr er trank, so hatte er doch diesmal einen Nachbar am Wirthstische, der mit jedem Glas zuviel bissiger und grimmiger wurde und zuletzt dem Hahnebauer im puren Zorne darüber, daß dieser sich in keinen Streit mit ihm einlassen wollte, sondern den Arm „um das Bruderherz“ schlang, den Krug an den Kopf schlug. Da gab's an den folgenden Tagen wieder rothgeweinete Augen bei der Bäuerin, und die Mädchen waren so niedergeschlagen, daß sie von ihrem genossenen Vergnügen gar nichts reden mochten. Ich weiß auch nicht, wie es Katharinen mit dem Ehrentanze gelungen ist; aber sie sprach zu sich: es könnt' einem schon alle Lust an Spiel und Tanz verleidet werden, wenn man des Vaters Elend und Schande ansieht! Es kam ihr der Gedanke, Gott ein Gelübde zu thun, daß sie gar nie mehr zu den Spielteuten gehen wolle, wenn der Vater das Trinken lasse. Doch schien es ihr bald zu katholisch, wenn sie da dem lieben Gott seine Hilfe gleichsam ablaufen wollte, auch dachte sie, sie hielte vielleicht ihr Gelübde nicht, und dann wär's nur eine Sünde. Sie ging dafür bei eingebrochener Nacht in den Garten hinaus und warf sich unterm Sternhimmel nieder und betete für des Vaters Besserung.

Dem treuen Knechte Matth. ging aber der forwährende Kummer und Jammer der Familie sehr zu Herzen und er ergrimmte in seinem Geiste, und obwohl er stets die geziemende Ehrerbietung gegen seinen Herrn einhielt und einhalten wollte, glaubte er es doch mit derselben vereinigen zu können, wenn er einmal dem Hahnebauern die Häßlichkeit und Schädlichkeit der Böllerei ganz unverbliumt und unverbpfästert vor Augen stellte.

Er hatte aus dem Vortrage Katharinen und des Pfarrers das gemerkt, daß es gut laute und eine Kraft habe, wenn man bei der Vertheidigung oder Bekämpfung einer Sache nicht mit einem Grunde bloß oder dreien, sondern gleich mit sieben oder zehn Gründen herantrete. Es sei da, wie wenn ein Hieb nach dem andern in den Baum fährt, daß er immer wankender wird; oder wie wenn eine Kugel nach der andern an des Feindes Mauer fliegt, endlich muß sie stürzen. Darum legte er sich, stillsinnend bei der Arbeit und in der Ruhe, die Kugeln gegen das Laster der Trunkenheit nebeneinander. Und er verwunderte sich selbst, daß es gar fünfzehn wurden, eine schwerer als die andre. Die gelegene Stunde, sie abzuschließen, hatte er jetzt gefunden, wo er in der sonst menschenleeren Stube dem Bauer gegenüber am Ofen lehnte. Er hub an:

Bauer, ich hab eine Bitte an Euch.

Bauer. Sag an, mein lieber Knecht!

Matth. Ich bin wohl euer Knecht, und Ihr werdet mir bezeugen müssen, daß ich den schuldigen Respekt gegen Euch noch niemals außer Augen gesetzt hab'. Aber Ihr dauert mich, wenn ich Euch anschau; und Eure Leute dauern mich auch; und die Bedauerniß mit Euch treibt mir die Wort' auf die Zunge, daß das Herz nicht ruhen kann, bis sie geredet sind. Und so will ich Euch nun die Erlaubniß

gebeten haben, weil wir gegenwärtig allein beieinander sind, daß ich Euch einmal meine ganze Herzensmeinung von der Böllerei offenbaren darf.

Bauer. Steht Dir nichts im Weg, mein guter Knecht; aber mach's halt nicht zu lang.

Matth. Ich will mich kurz fassen, nach Möglichkeit. Ihr müßt aber nichts in übel aufnehmen, wenn ich ordentlich deutsch herausrede; denn es ist alles zu Eurem Besten gemeint.

Bauer. Matthes, red' Du wie Dir der Schnabel gewachsen ist oder was Dir der Geist eingiebt.

Matth. Zum Ersten also: Die Böllerei streitet wider Gottes Gebot. Denn so steht geschrieben Sprichw. am 23.: Sei nicht unter den Säufem. — Und abermals spricht der Herr Luc. am 21.: Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen!

(Der Bauer legt andächtig seine Hände zusammen.)

Zum Andern: Die Böllerei ist ein heidnisches Laster. Dahin zählt sie der heilige Apostel Petrus, im ersten Brief, am Vierten, der Dritte. Ein heidnisches Laster schickt sich aber für einen getauften Christen nicht.

Zum Dritten: Die Böllerei macht den Menschen zum Unmenschen. Denn sie benimmt ihm die Vernunft, die uns zu Menschen macht; sonst wären wir wie das Vieh.

Zum Vierten: Die Böllerei setzt den Menschen noch unter's Thier herunter. Denn ein Thier trinkt nicht mehr, als es bedarf.

Zum Fünftem: Die Böllerei macht den Menschen zu einem Stück Holz. Denn wenn er sich vollgetrunken hat, fällt er oft um, und liegt da, wie ein Stück Holz. (Der Bauer nickt.)

Zum Sechsten: Die Böllerei hindert den Menschen in seinem Beruf. Denn er verfährt seine Zeit im Wirthshaus, wo er daheim sollt' sorgen und schaffen, und wenn er daheim ist, kann er nichts leisten, mit seinen schlappen Gliedern und verwirrten Sinnen.

Zum Siebenten: Die Böllerei bringt den Menschen in Armuth, Mangel und Noth. Denn er verwahrlost sein Geschäft und vertrinkt sein Gut, da muß es den Krebsgang gehen. Darum heißt es wieder: Die Säufer und Schlemmer verarmen, Sprichwörter am 23.

Zum Achten: Die Böllerei stört den Hausfrieden. Das Weib häumt sich, die Kinder schämen und grämen sich, ob auch sonst nichts vorfällt. Wenn man ein rechtschaffenes Weib hat und ordentliche Kinder hat, ist es doch eine große Sünde, wenn man sie so betrübt!

(Der Bauer weint.)

Zum Neunten: Die Böllerei macht den Menschen verachtet. Ein Kaufziger ist der Großen Kurzweil, und der Kleinen Gespött; aber den ernstlichen Christen ist er ein Pfuhl voll üblen Geruchs.

(Der Bauer ließ hierbei einen unartikulirten Ton hören, der ohne Zweifel andeuten wollte, daß der Knecht doch sehr starke Ausdrücke gebrauche.)

Zum Zehnten: Die Böllerei stiftet Aergerniß. Die Jungen lernen's Trinken von den Alten. Die Alten sind ihre Verführer schon mit dem stummen Exempel. Nun wisset Ihr aber, was der Herr Matthäi am 18. von einem Mühlstein sagt.

Zum Elften: Die Böllerei ruiniert Leben und Gesundheit. Man säuft sich zu Schanden und muß

vor der Zeit in's Gras beißen. Aus einem Be-trunkenen ist auch schon ein G r trunkener worden.

Zum Zwölften: Die Böllerei verderbt die Seelenkräfte. Der Verstand, das Gedächtniß und alle Vermögen des Geistes werden allgemach schwächer und schlottrig. Spürt man's gleich nicht, so spürt man's später hinaus.

Zum Dreizehnten: Die Böllerei verhindert das Gebet. Die schweren Bierdämpfe drücken die Gedanken nieder, daß sie nicht in die Höhe kommen können. Und wo kein Gebet ist, da ist kein Segen, Darum sagt der Apostel 1. Petri am 4., der Ste: seid mäßig und nüchtern zum Gebet.

Zum Vierzehnten: Die Böllerei erregt die todten Fleischeswerke, Unzucht, Hader, Blutbergießen. Was der Eine nicht thut, das thut der Andere, und ist keiner sicher. Du lieber Gott, was ist nicht schon im Raufsch gesehen! Wo ist Wehe? Wo ist Leid? Wo ist Klage? Wo sind Wunden ohne Ursach?

(Der Bauer langt an seinen Kopf.)

Nämlich, wo man kommt auszusaufen, was eingekauft ist; Sprichw. am 23ten.

Zum Fünfzehnten: Die Böllerei bringt den Menschen zuletzt um die Seligkeit. Die Trunkensbolde werden das Reich Gottes nicht ererben, steht geschrieben 1. Korinth. am 6ten.

Damit will ich's beschließen. Jetzt wünscht ich, daß Ihr's zu Herzen nehmen möchtet, was ich Euch vorgestellt und mit Gottes Wort bekräftigt hab'.

Bauer. Matthes, Du hast mir eine Lanze und scharfe Strafpredigt gethan! Aber Du hast groß Recht! Du hast völlig Recht! es ist kein falsches Wort in deinem Vortrag! Du hast in allen Stücken nichts als die reine, lautere, ganze und vollkommene Wahrheit gesagt!

Matth. Ihr wollt Euch also von Eurem Laster bekehren?

Bauer. Ja schau', das ist halt wieder ein anderes Kapitel. Freilich, ich wollt' Wenn's auf's Wollen ankam', o ich wollt' schon lang! Aber das Wollen hilft mir nichts, und das Vollbringen find' ich nicht. Schau', Matthes, ich bin wie die Fliegen im Milchnapf. Ich krabbel' mit meinen guten Vorsätzen immer an den Seiten in die Höh', und eh' ich mich's verseh', rutsch' ich wieder hinunter und lieg' in der alten Brühl! Es hängt mir halt das klebrige Zeug schon so an den Beinen und Flügeln, daß ich sie nicht wohl brauchen und nimmer hinauskommen kann.

Matth. So giebt's Einen, der alle Sünde abwischen kann, die uns anklebt, und kann die stärksten Teufelsketten zerbrechen. Seine Hilfe sollt' ihr suchen!

Und damit ging er hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth von Sachsen-Gotha.

Als Luther am 18. Febr. 1546 starb, da ging die erste schöne Zeit für die lutherische Kirche mit ihm zu Grabe. Das an unbedingten Gehorsam gegen den Papst und die Bischöfe gewöhnte Geschlecht jener Zeit hatte, als es durch die Reformation zur Freiheit des Glaubens berufen worden war, auf dieser neuen Bahn einen sichern Führer nöthig und denselben in Martin Luther gefunden. Dieser deutsche Mann, dieser glaubensstarke Christ, dieser herzoggewinnende Redner, dieser geistvolle Gelehrte, dieser unerschrockene und aufopferungsfähige Kämpfer für

die Sache Gottes, welche zugleich die Aufgabe seines Lebens war, hielt die junge freie Kirche zusammen, vereinigte ihre Bestrebungen, gab ihnen Richtung und Ziel bald zur Abwehr innerer oder äußerer Gegner, bald zur Fortbildung des angefangenen Werkes. Und das that er Alles, nicht weil ihn die Menschen dazu angestellt hätten, sondern durch Gottes Gnade war er, was er war, und vermochte er, was er vermochte, nämlich den Geist aufrecht zu halten, auf den das Werk der Reformation gegründet war. Nach seinem Hingang fehlte es zwar der lutherischen Kirche nicht an trefflichen Lehrern und Häuptern; noch lebte Philipp Melancthon, Luther's Freund und Gehülfe; es lebte Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, ein frommer Fürst, der es redlich mit der Sache des Evangeliums meinte; allein keiner hatte die Ueberlegenheit des Geistes, der man sich gerne oder ungerne füget, und nun fingen die einzelnen Landesfürsten und Superintendenten an, jeder mit seinen Ansprüchen aufzutreten. Sie wollten vielleicht das Beste der Kirche; sie verfochten vielleicht die Reinheit der Lehre; allein gar bald mischte sich menschliche Leidenschaft, geistlicher Hochmuth, politischer Vortheil in's Spiel, und gar bald gab die lutherische Kirche das Schauspiel gegenseitiger Reibungen, theologischer Zänkereien, grimmiger Verfolgungen und Verdammungen. Die Freiheit war ein Fallstrich geworden, gerieth vielen Schwachen zum Anstoß, gab dem Fleische Raum und wurde oft ein Deckel der Bosheit. Die Liebe, die Demuth und der thätige Glaube wurden seltener. In diese Zeit fällt unsre Geschichte.

Kaiser Karl V. that im Jahre 1546 die zwei weltlichen Häupter der Protestanten, den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, in die Reichsacht. Dies brachte den schmalkaldischen Bund, welchen die protestantischen Stände im Jahre 1531 zum Schutz und Trug geschlossen hatten, auf die Beine, und sie zogen mit Heeresmacht gegen den Kaiser. Der aber schlug die Sachsen bei Mühlberg an der Elbe und nahm den Churfürsten auf der Lothauer Haide gefangen. Er mußte das Wittenberger Schloß mit dem Kerker vertauschen. Hatte nun der Churfürst an der Spitze seines Heeres die Erfahrung machen müssen, daß er unter seinen Untertanen Verräther habe, indem der Müller Strauch den Kaiserlichen eine leichte Stelle der Elbe zeigte, wodurch deren Uebergang über den Strom und die Ueberrumpfung bei Mühlbach möglich wurde: so erfuhr er als Gefangener, daß er auch treue Untertanen habe. In Wittenberg lebte der Maler Lucas Cranach, welcher dem Kaiser gut bekannt war, den er schon als einen Knaben von acht Jahren gemalt hatte. Der Kaiser redete lange und freundlich mit ihm und machte ihm große Anerbietungen. Allein Cranach kannte nur eine Gnade, die ihm der Kaiser verleihen konnte, und äußerte nur einen Wunsch, den nämlich, seinem gefangenen Herrn Gesellschaft leisten zu dürfen. Und der Kaiser ließ es zu. Er wußte solche Gefinnungen zu würdigen und war eben daran, seinerseits die treuen Dienste zu belohnen, die ihm, wie er meinte, Herzog Moriz von Sachsen im schmalkaldischen Kriege geleistet hatte. Er zwang deshalb den Churfürsten Johann Friedrich, die sächsischen Churlande und die Churwürde abzutreten, und verlieh beide an Moriz, dessen thüringisches Herzogthum er jedoch dem abgesetzten Churfürsten überließ. Allein fünf Jahre darauf mußte der Kaiser vor

seinem vermeintlichen Anhänger Moriz in aller Eil aus Innsbruck über das Gebirge fliehen, auf welcher Flucht er den gefangenen Churfürsten wieder freigab, damit er den Frieden vermitteln helfe, der im Jahre 1552 als Passauer Vertrag zu Stande kam.

Johann Friedrich lebte noch bis 1554, wo ihm seine drei Söhne folgten, die schon während seiner Gefangenschaft die Regierung geführt hatten. Der Älteste unter den Brüdern hieß wie der Vater und hielt später gewöhnlich Hof auf dem Schlosse Grimmenstein bei Gotha, dem jetzigen Friedenstein. Er verheiratete sich 1555 zum ersten Male mit Agnes von Hessen, der Wittwe des Churfürsten Moriz; nach deren baldigem Tode aber zum zweiten Male mit der Pfalzgräfin Elisabeth. Diese war die wohlgeathene Tochter frommer Aeltern. Ihr Vater war der nachmalige Churfürst Friedrich III. von der Pfalz, der gefragt: warum er sein Land nicht besser besetzte, antwortete: „Ein feste Burg ist unser Gott;“ der dem Kaiser Maximilian II. kein besseres Geschenk zu machen wußte als eine Bibel; der auf seinem Sterbebette von sich sagen konnte: „Ich habe der Kirche zum Besten gethan, was ich gekonnt,“ und der mit den Worten aus dem Leben schied: „Ich habe Euch lange genug gelebt, ich muß nun auch mir leben!“ Ihre Mutter war Maria von Brandenburg-Bayreuth, welche ihren Gemahl für die evangelische Lehre gewonnen hatte und ihm zehn Kinder gab und erzog. Elisabeth war ihre älteste Tochter und wurde für Johann Friedrich eine so gehorsame und zärtliche Gattin, wie das Beispiel und die Worte ihrer Mutter ihr es geboten. Eine Abbildung ihres schönen, kräftigen Gesichtes haben wir noch auf einer Denkmünze, an deren Rande auch ihr Mahlspruch angebracht ist. Er lautet: „Hilf, himmlischer Herr, höchster Hört!“ und sie pflegte ihn oft nur mit H. H. H. H. H. anzudeuten. Sie gebar ihrem Gatten vier Söhne, von denen jedoch nur zwei aufwuchsen: Johann Casimir, geb. 1564, und Johann Ernst, geb. 1566.

Ihr Gemahl war übrigens ein Fürst, der sich in seinen Handlungen von dem Gefühle erlittenen Unrechts, von dem Verlangen, das Verlorene wieder zu gewinnen, und von dem Haß gegen diejenigen, die ihm hierin im Wege standen, leiten ließ. Sein Haß traf aber zumeist den Churfürsten August von Sachsen, dessen Bruder und Vorfahr Moriz ihm und seiner Familie das Churland und die Churwürde entzogen hatte. In dieser feindseligen Gesinnung hatte er zum Theil die Universität Jena gegenüber der churfürstlichen Universität Wittenberg mit begründet, begünstigte er die theologischen Streitigkeiten der Jenaer Professoren gegen die Wittenberger, besonders gegen Melancthon, und wies er alle Vorschläge zur Vereinigung, die ihm Churfürst August machte, zurück. Allein es gefällt manchem ein Weg wohl, aber endlich bringt er ihn zum Tode.

Es lebte damals ein fränkischer Ritter, Namens Wilhelm von Grumbach, ein Vasall des Bischofs von Würzburg. Mit diesem Bischofe, Melchior Zobel, lag der unbändige Markgraf Albrecht Albiades von Brandenburg-Culmbach in ungerechter Fehde, und Grumbach, der schon früher in Albrecht's Dienste getreten war, half diesem das Bisthum Würzburg plündern und verwüsten. Der Bischof zog deshalb sein Lehnen ein. Grumbach sah darin ein schweres Unrecht; denn er war mit des Bischofs

Begünstigung in Albrecht's Dienste getreten und behauptete: beim Ausbruch der Fehde sei ein Vertrag geschlossen worden des Inhalts, daß kein Lehnsmanne des Krieges wegen von dem Lehns Herrn sollte zur Strafe gezogen werden. Er suchte seine Sache zu einer Sache des gesammten Adels zu machen, und seine Genossen im Heere Markgraf Albrecht's fanden seine Sache auch ganz gerecht. Als nun seine Vorstellungen bei dem Bischofe vergeblich waren, so beschloß er sich selbst zu helfen. Am 15. April 1558, welches damals der Sonntag Misericordia war, ritt der Bischof gegen 10 Uhr Vormittags über die Mainbrücke von Würzburg, der gegenüber ein Wirthshaus, der Schmelzenhof, stand, vor welchem mehrere Männer, angeblich Kaufleute, die auf die Frankfurter Messe zogen, zu Pferde hielten, und sich Wein herausreichen ließen. Einer von ihnen, Christoph Krämer mit Namen, sprengt heran, schreit: „Pfaff, du mußt sterben!“ und schießt dem Bischof eine Kugel in die Brust. Noch zwei aus der Begleitung des Bischofs wurden tödtlich und drei gefährlich verwundet. Die Mörder entkamen vorerst. Nur Krämer wurde ertappt und nach Würzburg gebracht. Auf dem Wege dahin fand er Gelegenheit, sich zu erhängen, nachdem er zuvor die Namen seiner Helfershelfer angegeben hatte. Grumbach aber begab sich sofort nach Frankreich, ward dort Kriegsvolk, um damit sein angebliches Recht weiter zu verfolgen, erschien jedoch auf Zureden der rheinischen Churfürsten auf dem Reichstage zu Augsburg, um seine Sache rechtlich beizulegen. Allein der neue Bischof von Würzburg, Friedrich von Wirzburg, meinte, mit einem Manne wie Grumbach könne keine Uebereinkunft stattfinden. Da schritt Grumbach im Jahre 1563 zum zweiten Male zur Selbsthilfe. Mit 600 Mann stand er plötzlich und unversehens vor Tagesanbruch vor Würzburg, erstürmt das Fischerthor und bemächtigt sich der Stadt. Er zwingt die Bürger, ihre Waffen ihm auszuliefern, brandschatzt und nöthigt am fünften Tage den Statthalter des Bischofs durch furchtbare Drohungen, die Gerechtigkeit der Forderungen Grumbach's durch Siegel und Unterschrift anzuerkennen. Dieser That wegen verurtheilte ihn das Kammergericht, und Kaiser Maximilian II. verhängte über ihn die Acht. Allein Grumbach hatte bereits für einen Rückzug gesorgt. Er hatte mit dem Herzog Johann Friedrich unterhandelt, diesen zum Vater, Vormund, Beschützer und Rächer des deutschen Adels ernannt und ihm begreiflich gemacht, daß er durch einen Aufruhr in Deutschland mit Hülfe des Adels und der Anhänger seines würdigen Vaters wieder zur Churwürde, ja selbst zur Kaiserwürde gelangen werde. Er bewies ihm zum Ueberfluß aus den Sternen und aus dem Munde eines angeblich mit Geistern in Verkehr stehenden Knabens, wie sicher solche Hoffnungen seien, und umgarnte den Herzog so, daß derselbe ihn nach Gotha zu sich nahm.

Die erste Warnung wegen dieses Schrittes erhielt Johann Friedrich von seinem gleichnamigen jüngsten Bruder. Es war dies ein von Jugend auf durch Verwahrlosung einer Kindsmagd sehr gebrechlicher und ungesunder Herr; jedoch von großem Verstand, Einsicht und Nachdenken. Sein Vater hatte ihn nur seinen Vorbeter genannt, und seine Mutter ihren Bibelleser, und es war sein stetes Bestreben, die zwischen seinen beiden ältern Brüdern oft wankende Einigkeit aufrecht zu halten und zu befestigen. Damals lag er krank im Hause des Dr.

Schröter zu Jena, in welcher Stadt er sich Studirens halber aufhielt, und von da aus hat er seinen Bruder auf's Bevegteste, den Aechter nicht bei sich zu behalten, wobei er sich besonders auf die Vorschrift ihres Vaters, des Churfürsten berief: sich durchaus in keine Verbindungen einzulassen. Es war dies das Letzte, was diese treue Brudersseele für die Seinen thun konnte, denn der Tod klopfte bereits bei ihm an. Auf dem Sterbebette ließ er sich das 11. und 12. Capitel des Evangeliums Johannis vorlesen; bei den Worten: „Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibet es allein, wo es aber erstirbt, bringt es viele Früchte“ — erhob er zum letzten Male seine Stimme, rief: „Herr Jesu! in Deine Hand befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset!“ und starb.

Sein verblendeter Bruder indeß war weit entfernt, auf diese Stimme der Liebe oder auf die warnenden Stimmen seiner andern fürstlichen Verwandten und einiger Geistlichen, besonders des Superintendenten Weidmann von Gotha, zu hören, vielmehr vertrieb er einige der letztern, als sie gegen seine Abgötterei predigten, machte Grumbach zu seinem Rath, erklärte öffentlich, ihn und dessen Anhang schützen zu wollen, und nannte sich schon einen Churfürsten von Sachsen. Da erschien am 23. December 1566 ein kaiserlicher Herold in Gotha, der verkündete, daß der Herzog sammt seinem ganzen Anhang in des Reiches Acht und Aberacht erklärt sei. Dem Herolde des Kaisers folgte ein Bote des Churfürsten August mit der Erklärung, daß dem Churfürsten die Vollziehung der Acht übertragen sei. Noch wäre es Zeit zur Unterwerfung und durch die Unterwerfung zur Abwendung aller gedrohten Strafen gewesen; allein Johann Friedrich entließ beide Boten mit Berufung auf sein Recht und mit bitteren Absageworten. Da erschien schon am folgenden Tage der Vortrab von August's Heer vor Gotha. Grumbach's Thätigkeit, Geschick und Tapferkeit wußte zwar die Einnahme der Stadt hinauszuschieben; allein in der sechszehnten Woche der Belagerung, am Sonntag Misericordia, empörte sich die durch die Kriegsdrangsale zur Verzweiflung gebrachte Bürgerchaft und zwang Grumbach und den Herzog zur Uebergabe. Grumbach und der Kanzler Brud wurden lebendig geviertheilt, der Herzog auf einem mit schwarzem Tuch behangenen Leiterwagen über Dresden nach Wien und von Wien nach Wienerisch-Neustadt in's Gefängniß abgeführt.

Soweit pflegen die Geschichtsbücher diese Begebenheit zu erzählen. Sie hat aber noch einen kleinen Anhang, der allerdings nicht zur Weltgeschichte, sondern zur Geschichte des Reiches Gottes auf Erden gehört. Die Herzogin Elisabeth war nicht mit in der Reichsacht begriffen, die ihren Gatten betroffen; allein sie wurde von diesem getrennt, und es wurde ihr nur erlaubt, aus Gotha sich zu entfernen, ehe das furchtbare Strafgericht über die Aechter erging, und das Jhrige mitzunehmen zu ihrem Schwager, dem Herzog Johann Wilhelm. Sie ging aus dem Schlosse Grimmenstein, das hinter ihr geschleift wurde, den Blick nach Oben, an ihrer Hand ihren ältesten Sohn, auf ihrem Arm ihr halbjähriges Söhnlein, Johann Ernst. Die beiden Knaben aber waren in die Strafe ihres Vaters hineingezogen, da Johann Friedrich und seine ganze Nachkommenschaft ihrer Länder für verlustig erklärt worden waren. Elisabeth begriff, daß es ihr zunächst oblag für diese

Waisen Mutter, Vater und Vormund zu sein; sie fühlte, daß sie ihre Liebe zu ihrem Gatten zunächst nur in ihrer Wirksamkeit für dessen Kinder zeigen könne; sie glaubte, daß Gott ihr in diesen Kindern zugleich einen Trost im Unglücke und eine Bürgschaft für die Zukunft gegeben habe, und mit Aufopferung widmete sie ihre Zeit und Kräfte der Erziehung der Knaben zu tüchtigen Männern und gottesfürchtigen Christen. Doch begnügte sie sich damit nicht. Sie rief für ihre Waisen die Fürsprache ihrer fürstlichen Verwandten an und wendete sich selbst unmittelbar an den Kaiser, damit dieser nicht ferner die unschuldigen Kinder die Schuld des Vaters tragen lasse; sie ließ sich durch keine abschlägige, durch keine harte Antwort irre machen, demüthig und dringend immer das Nämliche zu wiederholen, und nach fünf an traurigen Erfahrungen reichen, ihren Glauben aber nur bestärkenden Fakten gelang es ihr, den Kaiser zu bewegen, daß er ihre Söhne wieder zu Gnaden annahm, ihnen die väterlichen Lande zurückgab und bis zu ihrer Mündigkeit eine vormundschaftliche Regierung einsetzte.

Inzwischen hatte Johann Friedrich im Kerker zu Neustadt Zeit, darüber nachzudenken, was ihm fehle und was er zu viel habe, und weil er wirklich nachdachte, und weil Derjenige, der auch bei dem Eisamsten ist, ihn beim Nachdenken unterstützte, so kam er endlich auch darauf, daß er der Sünden zuviel habe und daß ihm der Friede mit Gott fehle. Wer aber einmal anfängt, sich nach dem Frieden mit Gott zu sehnen, dem ist schon halb geholfen. Das Werkzeug nun, wodurch in diesem Falle dem Gefangenen geholfen werden sollte, war seine Gemahlin Elisabeth. Nachdem sie nämlich die Zukunft ihrer Söhne gesichert und diese selbst soweit herangewachsen sah, daß sie männlichen Erziehern übergeben werden mußten, so rief ihr Herz sie wieder dahin, wohin sie gleich Anfangs mit ihrem Gatten hatte gehen wollen, in's Gefängniß nach Neustadt. Die Liebe zu ihrem Gatten war gewachsen, seitdem er unglücklich war, und je mehr es sich herausstellte, daß Johann Friedrich sich wenige wahre Freunde erworben hatte, und je geringer nach und nach die Theilnahme an dem Schicksale ihres Mannes wurde, um so inniger fühlte sie sich gedrungen, ganz für ihn zu leben. Sie hatte schon früher damit angefangen, um die völlige Befreiung ihres Gemahls bitten zu lassen. Aber Kaiser Maximilian II., sonst ein milder Herr, sagte: Ordnung müsse im deutschen Reiche sein, und wenn die Ordnung von den Fürsten selbst gestört werde, wie dies in den Grumbachischen Händeln vom Herzoge Johann Friedrich geschehen sei, so sei dies um so schlimmer, und man müsse da ein Beispiel hinstellen. Andern zu Warnung, und so oft und von wem er gebeten werden möchte, den Herzog freizulassen, so oft sagte er Nein! und endlich wagte kein Mensch mehr, ihn darum zu bitten. Da wäre nun der arme Gefangene gar bald von den Menschen vergessen worden, denn man pflegt richtig zu sagen: „Aus den Augen, aus dem Sinn,“ wenn nicht Elisabeth einen neuen Weg eingeschlagen hätte, ihrem Manne zu helfen. Sie flehte jetzt auf's Beweglichste, daß man dem Gefangenen doch mehr Bequemlichkeit in seinem Kerker vergönne möge, und weil der Kaiser eigentlich ein weiches Herz hatte, so drang sie mit dieser Bitte durch. Ermutigt durch diesen Erfolg, rückte sie nun mit der Bitte hervor, deren Erfüllung das eigentliche Ziel aller ihrer Bitten war, womit sie aber als eine kluge Frau nicht gleich den Anfang

hatte machen wollen: sie bat, mit ihrem Gemahl die Gefangenschaft theilen zu dürfen. Der Kaiser aber meinte, eine Gefangenschaft in Gesellschaft einer so liebenswürdigen und tugendhaften Frau sei eigentlich keine rechte Strafe für solche Verbrechen, und sagte wieder Nein. Weil aber Elisabeth in der Schrift gelesen hatte von einer armen Wittwe, die einen ungerechten Richter, einen Richter der sich weder vor Gott noch vor Menschen fürchtete, doch dahin brachte, daß er sie rettete, weil sie ihn bis auf's Blut mit Bitten quälte, so ließ auch sie nicht nach, und ihre spätern Bitten waren immer dringender als die frühern, und endlich öffnete der Kaiser seinen Mund zu einem Ja, und Elisabeth sagte nun im Jahre 1572 der Welt Lebewohl, um in den engen Mauern des Kerkers zu Neustadt mit ihrem Manne zu leben und zu sterben. Mit innigster Freude empfing sie Johann Friedrich. Er hatte seine Frau von jeher geliebt, aber eigentlich nur, weil Elisabeth eine schöne und verständige Frau war; nun sollte er erst den rechten Glanz dieser Perle, den süßen Kern dieser an Gottes Wort und Gnade gleich an einer Sonne gereiften Frucht kennen lernen. Sie pflegte feiner, sie tröstete, sie erheiterte ihn, und er vergaß sein Unglück. Sie legte ihm das Evangelium aus von der Gnade Gottes in Christo und dem Frieden mit Gott durch Christum; sie stärkte ihn im Glauben und in der Hoffnung, und er fühlte sich in seinem Kerker glücklicher als er je auf Schloß Grimmenstein gewesen war. Zweiundzwanzig Jahre lebten die Gatten also mit einander, da starb zuerst Elisabeth, am 8. Februar 1594. Tief betrübt stand ihr Gatte an ihrer Leiche, aber nicht trostlos. Er benutzte die Gelegenheit, den Kaiser — es war Rudolf II. — um die Erlaubniß zu bitten, den Leichnam seiner Gemahlin nach Coburg, wo sie beigesetzt wurde, begleiten, und den Rest seiner Tage in der Heimath verleben zu dürfen. Allein es wurde ihm nicht nur dies abgeschlagen, sondern in Folge des Einfalls der Türken verschlimmerte sich auch seine äußerliche Lage, denn er wurde aus dem ihm lieb gewordenen Gefängniß zu Neustadt in das nach Steyer gebracht. Das Alles aber ertrug er in Geduld, wie es ihn seine Elisabeth gelehrt hatte, und als im Jahre 1595 der Tod zu ihm trat, da empfing er ihn, wie einen lang erwarteten Gast, in dessen Gesellschaft man eine Reise zu machen gedenkt. Man hat eine Münze auf sein Hinscheiden schlagen lassen, darauf steht: „Morte liber,“ d. h. im Tode frei!

Wittters.

Die Allgemeine Conferenz von Lehrern der höheren Schulen unsrer Kirche.

Nachdem der Herr unsre theure ev. lutherische Kirche so reichlich gesegnet hat, daß sie neben Hunderten von blühenden Gemeindeschulen bereits auch eine Reihe von höheren Erziehungsanstalten — Realschulen, Gymnasien und Seminarien — zählt, die sie ihr eigen nennen darf, und in welchen Gottes Wort die Grundlage der Erziehung und des Unterrichts bildet, so ist von verschiedenen Seiten her der Wunsch laut geworden, daß unter den Lehrern der letzteren ebenfalls regelmäßige allgemeine Conferenzen ins Leben gerufen werden möchten, wie solche unter den Lehrern der Gemeindeschulen schon seit langer Zeit mit großem Segen abgehalten worden sind. Hierzu bot die diesjährige Versammlung der

Synodalconferenz zu Fort Wayne eine willkommene Gelegenheit, indem beinahe von sämmtlichen höheren Schulen Lehrer theils alle Delegationen theils als Gäste sich zu den Verhandlungen derselben eingefunden hatten. Auf die Einladung von Rector Schick vom Concordiacollegium in Fort Wayne traten dieselben am 21. Juli zusammen und constituirten sich als regelmäßige Versammlung, welche Prof. Lehmann von Columbus, O., zu ihrem Vorsitzer und Prof. Noz von Watertown, Wisc., zum Secretär wählte. Die Theilnehmenden waren folgende: W. F. Lehmann, Präses der Capital University zu Columbus, O.; M. Loh, Prof. der Theologie am Seminar daselbst; Director D. Hanfer und Rector G. Schick vom Collegium zu Fort Wayne; L. Larsen, Präsident des Collegiums zu Decorah, Iowa; Director J. C. W. Lindemann und Prof. C. A. T. Selle vom Schullehrerseminar zu Madison, Ill., die Professoren W. Stellhorn und J. W. A. Noz von der Northwestern University zu Watertown, Wisc. Nachdem einstimmig beschlossen worden war, daß die allgemeine Conferenz von Lehrern an höheren ev. luth. Unterrichtsanstalten von nun an als gegründet gelten sollte, so wurden als Zweck und Aufgaben derselben bezeichnet: Anregung und Unterstützung der Mitglieder in ihrer Berufsthätigkeit, Erhaltung und Förderung eines harmonischen Verhältnisses zwischen den einzelnen Lehranstalten, Vertretung des Interesses der Lehranstalten vor der Kirche; Pflege und Förderung christlicher Kunst und Wissenschaft, insonderheit der Pädagogik u. dgl. Behufs der äußeren Organisation der Conferenz wurde Rector Schick beauftragt, der nächsten Jahresversammlung den Entwurf einer Verfassung vorzulegen. Die Versammlung selbst aber wurde auf den ersten freien Abend der nächsten jährigen Versammlung der ev. lutherischen Synodalconferenz anberaumt. Zugleich wurde beschlossen, die Mitglieder und sonstigen Theilnehmer zu ersuchen, sich so einzurichten, daß sie womöglich noch einen Tag nach der Vertagung der Synodalconferenz bleiben könnten. Mit Ausarbeitung und Vorlage eines Referats über einen selbstgewählten Gegenstand wurde der Secretär beauftragt und das Lehrercollegium des Concordiacollegiums zu Fort Wayne durch die anwesenden Mitglieder ersucht, ebenfalls für die Vorlage eines solchen Sorge tragen zu wollen. Die Themata der betr. Arbeiten sollten zwar in genügender Frist veröffentlicht werden. Wer außerdem noch der Versammlung Vorlagen zu machen wünsche, solle dem Secretär bei Zeiten vorher Mittheilungen machen. Da mit der Abfassung dieser Beschlüsse der Zweck dieser erstmaligen Versammlung erreicht war, so vertagte sich dieselbe, um nächstes Jahr, so Gott will, zu Pittsburg, ihre regelmäßigen Verhandlungen zu eröffnen. Wolle unser treuer Herr und Heiland, Jesus Christus, in dessen Namen auch dieses für die Kirche höchst nöthige Werk unternommen worden ist, Seinen Segen dazu geben.

F. W. A. Noz, Secr.

Watertown, Wisc., Sept. 1873.

Missionsfest.

Am 13. Sonntag nach Trin., den 7. Sept., feierten die Gemeinden der Wisconsinynode in und um Town Mosel bei Sheboygan durch Gottes Gnade wieder ihr jährliches, liebliches Missionsfest. Dasselbe war verhältnißmäßig recht gut besucht.

Nach theilhaftigen sich die benachbarten Gemeinden der Missouri-Synode in brüderlicher Weise daran, namentlich die in Sheboygan. Der Instrumentalmusikverein der letzteren trug durch die recht ansprechende Begleitung aller gesungenen Lieder, sowie der Gesangverein der Gemeinde des Hrn. Past. Nullich durch das Vortragen mehrerer passenden Stücke viel zur Erhöhung der Festfeier bei. Als Festredner traten auf Hr. Past. Dovidat mit einer Predigt über das Sonntagsevangelium vom barmherzigen Samariter, Hr. Prof. Ernst mit einer Predigt über Jes. 43, 21: „Dies Volk habe ich mir zugerichtet, es soll meinen Ruhm erzählen.“ Prof. Stellhorn mit einem geschichtlichen Vortrage über die alten Deutschen, ihr Leben im Heidenthume und ihre Befehrung zu Christo, und Hr. Past. Kleinhans mit einer Schlußansprache über Joh. 10, 16: „Und ich habe noch andere Schafe“ u. s. w. Zu Mittag, zwischen der zweiten Predigt und dem geschichtlichen Vortrage, wurde auch des Leibes gepflegt, wobei die liebe Gemeinde des Hrn. Past. Kleinhans, als die Hausmutter bei diesem Feste, sich in dankenswerther Weise gastfrei und freundlich erwies. Um ungefähr 4 Uhr ging endlich die Versammlung auseinander, fröhlichen und dankbaren Herzens über den schönen Tag, den Gottes Gnade geschenkt. Möge ein ähnlicher und wo möglich noch schönerer jedes Jahr für die lieben Gemeinden wiederkehren! Die Collecte betrug \$80, wovon \$35 für die Lehr-Anstalten, \$35 für Heiden-Mission und \$10 für Emigranten-Mission bestimmt wurden.

F. W. St.

Kirchliche Chronik.

In dem „Ev. Kirchenboten für die Pfalz“ veröffentlicht Pfr. Joh. Schiller in Westheim folgende „vorläufige Erklärung“: „Wie? Parallelformulare für Taufe und Konfirmation stehen uns in Aussicht durch die bevorstehende Generalsynode? So wenigstens munkelt es im Lande und im Volke. Was sind denn das, Parallelformulare? Danach kann der Pfarrer taufen und konfirmiren auf das Apostolikum und den Namen des dreieinigen Gottes, wie seit achtzehn Jahrhunderten in der christl. Kirche geschieht, oder aber er kann das Apostolikum weglassen und an dessen Stelle irgendein beliebig zu schaffendes, auch möglicherweise schon in der Nähe begriffenes Austerbekenntniß des Halb- oder Unglaubens setzen, je nachdem entweder ihm, oder den Aeltern des Täuflings oder endlich den Taufpatern beliebt. Abgesehen davon, daß eine solche Taufe auf ein Austerbekenntniß des Halb- oder Unglaubens gar keine christl. Taufe ist und als solche von keiner wahren christl. Glaubens- und Kirchengemeinschaft anerkannt werden könnte; abgesehen davon, daß die so oder so Getauften in späteren Jahren vielleicht weder wüßten noch erfahren könnten, ob sie wirklich auf den christl. Glauben getauft worden sind und folglich an der christl. Taufgnade ihren Antheil haben; abgesehen davon, daß sie im Falle eines Uebertritts, was z. B. bei vielen nach Amerika ausgewanderten oder noch auswandernden Pfälzern der Fall war und auch künftig sein wird, nochmals getauft oder überhaupt erst nach christl. Kirchenordnung getauft werden müßten; abgesehen von solchen und anderen Ungeheuerlichkeiten, deren Urhebern die davon Be-

troffenen noch auf dem Sterbette fluchen würden: christl. Leser, denke dich nur einen Augenblick an die Stelle eines Geistlichen, eines rechtschaffenen und bekenntnistreuen Geistlichen, und es würde von dir begehrt, heute so und morgen anders zu taufen, heute auf Apostolikum und morgen auf irgendein Austerbekenntniß, und der Taufe folgte alsdann eine Konfirmation entweder auf dasselbe oder abermals auf ein anderes Bekenntniß: könntest und würdest du ehrlicher- und gewissenhafterweise einem solchen Begehren dich fügen? Höchstens ein Komödiant könnte das! Und zum Komödianten wollte man den Geistlichen, den Diener Jesu Christi und Prediger ewiger Wahrheit herabwürdigen? Können fragliche Parallelformulare wirklich zu Stande, so dürfte jeder Glaube- und Taugenichts besprochenes Begehren an uns Pastoren stellen. Und wie hätten wir uns zu verhalten? Nun, wir unserselbsts wissen, was wir gegebenenfalls zu thun haben. Damit es aber auch andere erfahren, so geloben wir schon heute feierlich und öffentlich vor Gott und Menschen, daß wir nie und nimmer und in keinem Fall und unter keiner Bedingung, werde was wolle, einem derartigen Begehren entsprechen werden, trotz Generalsynode und Parallelformularen!“ Dazu bemerkt die Redaktion des „Kirchenboten“: „Wir können hierzu nur bemerken, daß sämtliche Geistliche, welche bei der evang. Konferenz in Hochspeier in dieser Frage zum Worte kamen, sich ganz in ähnlicher Weise ausgesprochen haben und nicht ein Einziger gegenüber dieser Stellung eine andere angegeben oder befürwortet hat.“ (L u t h a r d t.)

Den 10. August hat Sydow sein Amt an seiner Gemeinde in der Neuen Kirche wieder angetreten. Eine große Feier wurde dazu veranstaltet. Vorher gewarnt, suchte man möglichst zu vermeiden, eine herausfordernde Demonstration zu machen, ohne die eigentliche Absicht zu verbergen. Eine glänzende Versammlung erwartete ihn in seiner Kirche, es konnte kein Apfel überall mehr zur Erde fallen. Kränze und Guirlanden umschlangen die mächtigen Pfeiler, Altar und Kanzel waren mit einem Walde hochstämmiger Blattgewächse und Blumen umstellt. Die Kanzel prangte in Palmen. Schon um 9 Uhr waren die Räume gefüllt; vorn am Altar saßen die Mitglieder des Fest-Comite's und die hervorragendsten Bezirksgenossen. Um 10 Uhr begann das neben der Orgel aufgestellte Trompetercorps den Eingangschoral zu blasen. Um 10½ Uhr erschien Sydow, begrützt von einem Männerchor mit dem Psalm: „Der Herr ist mein Hirte,“ wobei sich die ganze Gemeinde von ihren Sitzen erhob.

Nach vollendeter Liturgie predigte Sydow mit kaum unterdrückten Thränen über die Worte Mtth. 10, 32, 33.: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Wenn schon der Text ein nicht mißzuverstehender Fingerzeig auf das Vorgefallene war, so sagte er mit noch deutlicherer Beziehung in der Einleitung: „Es hat die oberste kirchliche Behörde einen Spruch gethan, der uns alle an diesem Tage zusammenführt; sie hat geurtheilt von dem höheren Standpunkte der leitenden und lenkenden Kirchengewalt, in der klaren Erkenntniß der Zeit und ihrer Forderungen. In dem Spruche liegt die große Er-rungenschaft, daß Leute wie wir in den Bürgerkreis

der evangelischen Gemeinde gehören und das Recht des öffentlichen Wortes haben. Ja noch mehr: es wird uns verheißen, daß den Mißständen abgeholfen werden soll, die sich in die Gemeinde eingeschlichen, durch eine dem Wesen evangelischer Gemeinschaft entsprechende Verfassung. Vergessen wir, was hinter uns liegt! Wenn mir etwas Genugthuung gewähren kann für das, was mein Herz und Geist gelitten; so ist es das, daß der Fall weithin in allen Gemeinden das evangelische Bewußtsein geweckt hat. Möge dasselbe in alle Ewigkeit andauern!“

Ueber den Text selbst bemerkte Sydow nach der N. Pr. Ztg.: ein frevelhafter fürchtbarer Mißbrauch werde mit dem „Bekennen“ getrieben. Man bekenne sich nicht zu dem Herrn; sondern ein Bekenntniß zu einem Bekenntniß über den Herrn wird als Glaube betrachtet. Ja der Eifer in diesem Bekennen wird für etwas Gutes gehalten. Ueber das Verleugnen Christi sagte er: Der Mensch, welcher verleugnet, sei es als Freidenker oder aus Furcht vor Mächtigen, kann die himmlischen Bewohner, den Vater mit dem Sohne, noch nicht in seiner Brust haben. Zum Schluß: Aus dem Tode des Heilandes wie aus dem Leben Josephs lernen wir, daß Gott nach seinem welterlösenden Willen Gutes machen kann aus dem, was Menschen Uebles zu machen gedachten, wie jene jüdischen geistlichen Obern, vielleicht weil sie es nicht erkannten und wußten, was die Wahrheit ist.

Die Menge künstlerischer Widmungen, Adressen und Telegramme und viele andere Feier- und Freudenbezeugungen können wir als selbstverständlich übergehen. Es war ein Siegesfest, als solches und nur als solches wurde es begangen. Sydow selbst gab dem mit unerblicklichen Worten Ausdruck in seiner Predigt, wenn er erklärte, daß die Gleichberechtigung der Neuprotestanten und des Prot.-Bereins in der evangelischen Kirche errungen sei, da der D.-R.-Rath den Forderungen der Zeit nicht mehr habe widerstehen können. Man dürfe nun sogar schon daran denken, daß durch die neue freisinnigere Kirchenverfassung der noch übrige Unrath aus der Kirche werde hinausgefegt werden, zumal das neuprotestantische Bewußtsein in allen Gemeinden geweckt sei.

Das ist die Sprache des Siegers, und auch am Troze oder Uebermuth des Siegers fehlt es nicht. Wie der Text der Predigt auf die Rathhäuser der verfolgten Juden zurückweist, so weist er in Sydow's Munde hin auf den consistorialen Rath und den oberkirchenrathlichen Hohenrath, „die jüdischen geistlichen Obern,“ vor welchen er Christum bekennt und nicht verleugnet hat. Die armen Consistorial- und Ober-Kirchen-Räthe, die hier als Verleugner und Verfolger Christi erscheinen, und nur durch die Gewalt des Zeitgeistes gezwungen, den treuen Bekenner Christi wieder freigegeben haben! Es dankt ihnen niemand ihre Schwäche, sie müssen auf die Armenfürsorgebank der Pharisäer und Schriftgelehrten und werden öffentlich von einem bekränzten Triumphator abgekanzelt. Jeder wird sagen, daß ihr „geschärfster Verweis“ wohl gerochen ist und eigentlich das vornehmste Laubgewinde dieses Siegesfestes gebildet hat.

Sydow aber ist ungebeugt der Alte geblieben. Man fühlt ein Frösteln, wenn man diesen Mann noch im 72. Jahre an heiliger Stätte die Worte Christi in ihr gerades Gegentheil umsetzen, und aus seiner Verleugnung Christi ein treues Bekenntniß

machen sieht, das er, der Verleugnete, vor seinem himmlischen Vater krönen soll. So kannte ihn der D.-K.-Rath und so hat er ihn freigesprochen. Manchen andern an des D.-K.-Rathes Stelle würde dieser 10. August das Herz brechen.

(Münke.)

Ueber die Stellung des Reformjudenthums zum Protestantentum schreibt der reformjüdische Rabbiner Dr. Stein: „Vor viele auch unter unseren christlichen Brüdern haben so manches in der rechtgläubigen Lehre ihrer Väter als falsch erkannt; sie betonen die Versöhnungslehre nicht mehr als die alleinseligmachende; sie haben den Satz; „außerhalb der Kirche kein Heil“ verworfen; sie lieben als Glieder des einen großen Menschheits- und Gottesbundes alle Menschen, auch wenn sie nicht auf die Worte ihres Meisters schwören; sie halten Jesum — wie das jüngst in einer denkwürdigen Protestantenversammlung ist feierlich erklärt worden — für keinen Gott und theilen unsere Verehrung des allgerechten, allgütigen, in seinem heiligen Wesen untrennbaren, einzigen und einzigen Gottes. Das ist Sieg und Triumph der Wahrheit genug, und wir begrüßen Alle, die auf diesem Standpunkt angekommen sind, nach dem großen Ausspruch des Talmuds: „Wer den fremden Dienst leugnet, ist ein Jude“ mit offenen Armen als unsere Brüder in Gott.“ Wie muß jedes protestanten-vereintliche Herz sich über diese Anerkennung freuen! Z.

Eine Anzahl gelehrter Juden haben eine Reise nach Palästina gemacht, um die Zustände des Landes zu studiren. Sie haben die Ueberzeugung mitgebracht, die dortige Judenthümlichkeit von etwa 16,000 Seelen sei weit verkommenener, als ihre Glaubensgenossen in Europa. Einer derselben, Dr. Graß, spricht es daher offen aus, das gelobte Land sei für die Juden nur ein ehrwürdiges Monument der Vergangenheit; man möge aus den jüdischen Gebetbüchern alle die Stellen streichen, welche die Hoffnung auf Wiederaufbau des gelobten Landes und den Wiederaufbau des Tempels enthalten. Es sei ein Verbrechen, die krankhafte Phantasie unwissender armer Leute durch unmögliche Traumgebilde zu erregen. Auch keine erfreuliche Nachricht für unsere chiliastischen Jerusalemsfreunde! Z.

So wenig auch der Katholicismus in Dänemark Aussicht hat sich auszudehnen, so verdienen doch seine Bestrebungen immer einige Aufmerksamkeit. Ist es ihm doch gelungen in den letzten Jahren einige Männer und Frauen aus vornehmen und reichen Familien von der luth. Kirche abzuwenden, und diese Konvertiten sind es, die sich besonders durch ihren Eifer für die Propaganda auszeichnen. In Kopenhagen befinden sich jetzt zwei kath. Kirchen außer einem Kloster der barmherzigen Schwestern vom h. Joseph nebst Kapelle. Dazu ist jüngst eine in der Nähe der Hauptstadt von einer reichen neubekehrten Wittve erbaut, dem h. Andreas geweihte Kirche gekommen, die von eingewanderten Jesuiten bedient wird. Dieselben wollen dort auch am 1. Aug. ein Gymnasium eröffnen, das ihnen die reiche Wohlthäterin ebenfalls erbaut hat, und dessen Rektor der kath. Priester Zurstrassen aus Kopenhagen wird. Außerdem aber wächst die Zahl der kath. Gemeinden, die in den dänischen Provinzialstädten gebildet werden; und sind sie auch bei ihrer Entstehung noch klein,

so werden sie doch besonders durch Werbung von Kindern für die Kirchenschulen vermehrt.

(Luthardt.)

Das Konsistorium der Bischöfe, welches auf den 6. Juli angelegt war, hat am 25. Juli in Rom stattgefunden. Der Papst hielt eine Ansprache, die viel milder war, als man erwartet hatte. Dieselbe enthält weder namentliche Excommunicationen, noch wird Deutschlands oder der Schweiz Erwähnung gethan. Bezüglich des Klostersgesetzes wird die Excommunication bis auf die Käufer ausgedehnt. Der Papst klagt, daß seinem Amte die notwendigen Mittel mehr und mehr entzogen werden, die Unbilden gegen die heilige Sache und der Kirche nahestehende Personen sich häufen, ja sogar Vorkehrungen gegen eine freie Papstwahl versucht würden. In der Anhänglichkeit des Episcopats und dessen Festigkeit gegen ungerechte und usurpatorische Gesetze, sowie in dem der ältesten Kirche würdigen Eifer aller Katholiken erblickt der Papst ein Eingreifen der Vorsehung. Gleichzeitig wurden 22 Bischöfe ernannt, nämlich 5 italienische 5 französische, 2 für Ungarn, 2 für Australien, 1 für Irland und 1 für Buenos Ayres, und außerdem 6 Bischöfe in partibus infidelium.

(Ref. Rönzgt.)

Der evangelische Kirchenzettel in Rom, wie ihn die „Roma Evangelica“ mittheilt, gewährt ein mannichfaches Bild der Thätigkeit der verschiedenen Denominationen. Danach werden in Rom an 11 verschiedenen Stellen sonntägliche und Wochen-Gottesdienste, in italienischer Sprache gehalten! Tageschulen giebt es 8, Abendchulen 4, Sonntagsschulen 7, evangelische Vereine für verschiedene kirchliche Zwecke 5. Die Zahl sämtlicher Schüler, welche evangelische Schulen in Rom besuchen, schwankt zwischen 1500 und 1800; allein die Schule der Chiesa Libera, im Vicolo del Corallo, zählt deren 216.

Zu Ostern 1867 zählte man in Rom 637 Nichtkatholiken, jetzt giebt es daselbst 3,798 Evangelische (1382 Männer und 2,416 Frauen). Die meisten Anhänger gewinnen der Rationalismus und das amerikanische Sektentwesen.

(Ev. kirchl. Anz.)

Bitte!

Die Verspätung dieser Nummer des Gemeindeblattes, sowie auch alle Unregelmäßigkeiten, die jüngst in der Expedition des Blattes vorgekommen sind, wolle man gütigst mit dem Anzug des Unterzeichneten in das neue Pfarrhaus der St. Peters-Kirche entschuldigen. Auch Correspondenten wollen das als Grund etwaiger Vernachlässigung annehmen.

H. Adelberg.

Veränderte Conferenz-Anzeige.

Die nördliche Conferenz der Wisconsin-Synode versammelt sich, so Gott will, am 21. und 22. Oktober in Two Rivers. Die benachbarten Amtsbrüder der Missourisynode sind zu dieser Conferenz freundlichst hierdurch eingeladen.

Gegenstände der Verhandlung: Exegese von Röm. 2 6 ff.; Besprechung der Thesen über das Jus parochiale und über „Anlage einer gemeinschaftlichen Agende in unseren Gemeinden“, worüber Herr Pastor Kluge ein Referat liefern wird.

C. Domidat, Sekretär.

Missions-Fest.

Am Dienstag den 14. Oktober wird in West Bend ein Missionsfest gefeiert. Beginn des Gottesdienstes um 10 Uhr Vormittags. Freunde der Mission sind eingeladen.

C. Mayerhoff, Pastor.

Conferenz-Anzeige.

Der erste Distrikt der ev. luth. Synodal-Conferenz gezeigten allgemeinen Minnesota-Pastoral-Conferenz hält seine Sitzungen vom 14. — 16. Oktober bei P. H. Rädcker in Carver, Carver Co., Minn. Gegenstand: These VIII, lit. c aus dem Referat: Die ev. luth. Kirche u. vom Unterschied zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Lehrartikeln.

Die „Rüge“, welche laut Beschluß der allgemeinen Minnesota-Pastoral-Conferenz verschiedenen „Nichtentschuldigenden“ zukommen soll, sei hiermit für diesmal auf das Gelindeste ertheilt. — Wolle doch Jeder, scharfere zu meiden, „leisig sein, zu halten die Einigkeit im Geist, und des Herrn Werk nicht lässig treiben!“

J. N. Volkert,

Sekretär.

Zur Beachtung!

Die Briefe, die für die Berichte der Synodal-Conferenz vom letzten Jahre noch Gelber in Händen haben, werden hierdurch freundlich ersucht, dieselben baldigst dem Unterzeichneten einzusenden zu wollen.

Joh. Bading.

Milwaukee, 20. September 1873.

Quittung.

Durch Herrn Pastor C. Fr. Waldt in Racine, Wis., \$20 erhalten zu haben bescheinigen wir hier mit Dank gegen Gott und die lieben Geber für die genannte Summe zum Wiederaufbau der Veltheims-Kirche in Hortonville, Wis.

Emil Schwab, Schreiner.

Quittungen.

Für Mission erhalten: Durch P. Popp für Ausbreitung des Reiches Gottes von der Salem-Gemeinde \$10.54. — Durch P. Kleinhaus vom Missionsfest \$35. — Durch P. Hoyer \$10. — Vom Missionsfest in Jefferson \$25. — Von P. Haack \$1.

J. Bading.

Wittwen-Kasse: Durch P. Hoyer \$15. — Durch P. Schug \$1.72.

J. Bading.

Emigranten-Mission: Durch P. Jäkel von etlichen Jungfrauen seiner Gemeinde \$5.80. — Durch P. Kleinhaus vom Missionsfest \$10.

J. Bading.

Quittung und Dank.

Durch Herrn Pastor Sieler sind mir \$7.50 von Pastor Volkert's Gemeinde für die Emigranten-Mission richtig zu Händen gekommen. Herzlich dankend

S. Reyl, 13 Broadway, New York.

Quittungen.

Für die Anstalten: Durch P. Jäkel vom Jungfrauen-Verein der Gnaden-Gemeinde \$16. — P. Kleinhaus vom Missionsfest in Howards Grove \$35. — Durch P. Bading von Herrn Kitemier bei Gelegenheit der Hochzeit seines jüngsten Sohnes \$10; durch denselben von Herrn Kitemier \$10. — Durch P. Gauswitz \$3; durch denselben von W. Volkman \$3. — Aus den Gemeinden des P. A. Denninger, Erntefest-Collecte, \$12.25; von Frau Zühlsdorf \$5. — Durch P. Streihguth von Ch. Schwarz \$1.90. — P. Reichenbecher \$13.32.

H. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: P. J. Conrad VIII \$7. — P. Jäkel VIII \$8, IX \$5. — P. Wäbden VIII \$1. — U. Engel VIII \$1. — P. J. Köhler IX \$1. — P. Jonas IX \$2. — Joh. Denninger VIII \$18. — P. Wiegand IX \$1. — P. Gauswitz \$6. — P. G. Engelbrecht IX \$1. — P. C. H. Sprengler VIII \$1. — P. Sieler \$23. — P. Streihguth VIII \$19, IX \$3. — Gottl. Schwarz VIII und IX \$2. — P. Bergholz, für die Leser in Dorset und South Ridge VIII \$12.

H. Adelberg.

Briefkasten.

Briefe empfangen von den Pastoren Hoops, J. Conrad, Prof. Ernst (3), Mübben, Ph. Köhler, Brodmann, A. Denninger, S. Reyl, Siegler, H. F. Sprengler, Domidat, Althof, Wiegand (2), Dr. Conrad, Link, Ruhn, Klügle, Sieler (2), Meumann, Popp, Jonas, J. Köhler, Dppen, Volkert, G. Markworth, Prof. Jacobs, Scheeleigh, Reichenbecher, Kolufs, Engelbrecht.

Herrn Hoyer, Stud. Löpel, Pilger-Buchhandlung, W. Wagner, M. Kiele, W. Harms, F. Köhn (2), Lehrer F. Denninger, Stud. Aron, C. Barth.

R. A.